

Das Lied von der Glocke

Autor(en): **Staiger, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl
scolastic grischun**

Band (Jahr): **14 (1954-1955)**

Heft 6

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-355881>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Lied von der Glocke*

Von Emil Staiger

Schillers *Lied von der Glocke* ist wohl zugleich die bekannteste und am meisten umstrittene Dichtung deutscher Sprache. Es gibt auch heute noch viele Menschen — freilich gerade nicht Literaten —, denen diese Verse den Inbegriff alles Dichterischen bedeuten. Andere erklären rundheraus, etwas Trivialeres gebe es kaum; der philiströseste Klassizismus entfalte hier seine Nichtigkeit. Wiederum andre, die ähnlich fühlen, doch Schiller gegenüber die Pietät zu wahren entschlossen sind, versuchen sich damit herauszureden, daß sie versichern, man habe ihnen das Gedicht in der Schule verleidet. Aber ungezählte Gedichte werden im Deutschunterricht behandelt, mit mehr oder weniger Geschick und Verständnis. An keinem andern scheint ein so unangenehmer Schulgeschmack hängen zu bleiben; kein anderes auch, es sei denn Goethes *Erlkönig*, wird so oft parodiert.

Man sagt damit indes nichts Neues. Für und Wider sind nämlich schon so alt wie das *Lied von der Glocke* selbst. Am 14. Oktober 1799 schreibt Caroline Schlegel an ihre Tochter Auguste Böhmer: «Über ein Gedicht von Schiller, das ‚Lied von der Glocke‘, sind wir gestern mittag fast von den Stühlen gefallen vor Lachen, es ist à la Voss, à la Tieck, à la Teufel, wenigstens um des Teufels zu werden.»

Goethe dagegen ehrte seinen toten Freund durch eine theatralische Darstellung eben dieses von den Romantikern verspotteten Werks und sprach seine Liebe und seinen Schmerz, sein tiefes Wissen um Schillers Größe in den unvergleichlichen Stansen des *Epilogs zur Glocke* aus.

Wie finden wir uns da zurecht? Wer wagt es noch, angesichts dieser Zeugen der Stimme seines Herzens zu folgen? Und was bedeutet unsere Meinung, wenn solche Richter gesprochen haben? Doch sollte es möglich sein, durch eine Besinnung auf Schillers Absicht, das letzte Ziel seiner Kunst überhaupt, den Streit zu schlichten und dem Lied Gerechtigkeit widerfahren zu lassen?

Die Aufgabe, die sich Schiller im *Lied von der Glocke* stellte, war eine umfassende Darstellung des gegenwärtigen Lebens der deutschen Bürgerlichkeit. Schon dieses Thema hatte für die romantischen Kreise wenig Reiz. Etwas Ähnliches hatte Goethe in *Hermann und Dorothea* geleistet. Dort ließ man es sich noch gefallen, in gräzisierungender Behandlung und mit dem Schuß von Ironie, die sich über die Kleinstadtidylle erhob. Die gerade und ernste Art jedoch, mit der sich Schiller an die Arbeit machte, kam einem Friedrich und August Wilhelm Schlegel komisch vor. Und eigentlich ist das auch heute noch der Haupteinwand gegen das Gedicht. Man fürchtet, als Spießer verschrien zu werden, wenn man diese Verse preist. Nun, wer da zur Vorsicht genötigt ist, der möge es immerhin so halten. Er sei sich aber darüber klar, daß er auf diese Weise weder zu einem historischen noch zu einem gültigen künstlerischen Urteil kommt.

Jetzt liegt das *Lied von der Glocke* in seiner verblüffenden Selbstver-

* Mit freundlicher Bewilligung abgedruckt aus Nr. 1210 vom 7. Mai 1955 der «Neuen Zürcher Zeitung».

ständigkeit vor. Bevor es aber geschrieben war, vermochte sich niemand vorzustellen, wie es gelingen könne, die amorphe deutsche Bürgerlichkeit als «schönen», einer klassischen Darstellung würdigen Gegenstand aufzufassen. Es war vor allem undenkbar, daß Schiller dies gelingen werde, ihm, der doch immer über alles Gewöhnliche, Eingeschränkte hinaussah, dem es so unheimlich schwer fiel, das Leben um seiner selbst willen anzuerkennen. Nur wenn ein Problem der Gestaltung vorlag, das seine Kraft fast überstieg, vermochte er länger dabei zu verweilen. Ein solches Problem aber lag ihm vor. Wo war ein Anfang und wo ein Ende? Wie konnte sich das Unübersehbare als gediegene Einheit zeigen?

Schiller führte die Glocke als das Eine im Mannigfaltigen, als das Dauernde im Wechsel ein. Die Glocke begleitet jedes Ereignis im Leben des deutschen Bürgers. Sie schwebt in der Höhe, über dem Staub der Straßen und der Enge der Häuser. Ihr Erzklang gleicht der Stimme des Dichters, der immer über den Tag hinausweist. Doch auch nach schlichtesten Begriffen hebt sie das Vergängliche in das Ewige, in den Himmel auf. Zugleich war mit der Inschrift der Schaffhauser Glocke, «Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango», eine Gliederung des schwer faßbaren Stoffes gegeben.

Wie aber bleibt die Aufmerksamkeit des Hörers für die Glocke wach? Nicht, wenn der Dichter nur immer wieder seinen Blick zum Turm hinauf richtet. Die Glocke selber muß so etwas wie ein lebendiges Wesen sein. Als solches erscheint sie am ehesten, wenn sie nicht einfach als vorhanden, sondern im Entstehen dargestellt wird — was ohnehin dem bekannten Rat in Lessings «Laokoon» entspricht. Die entstehende Glocke: damit bot sich als zweites Thema der Glockenguß, ein Stoff, der abermals eine Fülle sinnlicher Einzelheiten enthielt. Schiller hat sich dafür, nach seiner Weise, gründlich vorbereitet und sich vor allem um die Handwerkssprache der Glockengießer bemüht.

Doch nun, wie fügt sich der Glockenguß in das Gemälde des bürgerlichen Lebens ein? Das Problem der Gestaltung hat sich bereits so kompliziert, daß Schiller, gewohnt, mit großen Massen umzugehen, eine wahre Lust des Bewältigens und Meisterns empfunden haben muß. So packte er die Sache an: Der Glockenguß ist das Rückgrat des Ganzen. Da nämlich findet eine stetige, folgerichtige Handlung mit einem Anfang und einem Ende statt. Das bürgerliche Leben kommt während der einzelnen Phasen des Glockengusses zur Sprache. Der Meister erwägt mit seinem Gesellen, was das im Entstehen begriffene Werk für eine Bedeutung haben wird. So ist es möglich, eine beliebige Auswahl aus der Fülle zu treffen, sich über dies und jenes zu ergehen und anderes beiseite zu lassen, ohne die Geschlossenheit zu gefährden.

Die folgerichtige Handlung des Glockengusses und das freier dargestellte bürgerliche Leben werden nun aber auch sprachlich wohl unterschieden. Den Guß der Glocke finden wir in einer Reihe immer gleicher, scharf geprägter Strophen beschrieben:

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden!
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!

Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Ein kunstvoll profilierter Bau, ein Bild der Disziplin, das ein großes Unternehmen wie das des Meisters und seiner Gesellen erfordert! Die Reflexionen über das bürgerliche Leben werden dagegen in wechselnden loseren Versen mitgeteilt:

Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.

Eine gewisse Läßlichkeit ist unverkennbar in diesen Partien. Der Meister ruht und wartet, bis das Werk einen neuen Zugriff verlangt; sein Gesicht ist entspannt; er stützt sich auf und schaut nachdenklich in die Ferne: ein wundervolles Wechselspiel von Strenge und Willkür, Zielstrebigkeit und beliebig spielender Einbildungskraft, ein metrisches Gleichnis des Schönen, in dem sich ja nach Schiller Pflicht und Neigung, Gesetz und Zufall vereinigen sollen.

Nun fragt sich, wie wir von der einen Sphäre in die andere kommen. Der Übergang von den freieren Reflexionen zum Handwerk geschieht meist so, daß das Gebilde, die Glocke selbst, den sinnenden Meister unterbricht: es will wieder etwas vorgesorgt werden. Schwerer fällt der Übergang vom Glockenguß zu den Reflexionen. Er sollte bedeutend und zwanglos sein. Schiller bemüht sich, möglichst leistungsfähige Gedankenbrücken zu schlagen:

Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung sein,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle.
Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.

«Reinheit» ist hier das verbindende Glied.

Jetzt Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,

Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen.

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich mit Mildem paarten,
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet. . .

Verbindung, Vereinigung, Liebe, Ehe: so kommt der Übergang hier zustande.

Dergleichen gibt dem Ganzen nun freilich ein rationalistisches Gepräge. Man fühlt sich fast an Erzählungen Gellerts, an das «fabula docet» der Dichtung des eben vergangenen Jahrhunderts erinnert. Doch Schiller wußte, was er tat. Er wußte, daß gerade dies im höchsten Grade volkstümlich sei, volkstümlicher als das meiste, was die junge Romantik propagierte. So pflegt der einfache Mann an die Dinge seine Gedanken anzuschließen und seinem Alltag Bedeutung zu geben, wohlbedächtig, mit sinnender Stirn. So ist es seiner Würde und seinem Begriff von Geistigkeit gemäß.

Ebenso volkstümlich sind die Sentenzen, die dieses Gedicht so reichlich zieren:

Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewger Bund zu flechten.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis.

Solche Sätze wollen nicht tiefsinnig sein. Wer Tiefsinn fordert, der halte sich an *Das Ideal und das Leben* und an den *Spaziergang* und sehe zu, wie er zurechtkommt, wenn Schiller ernstlich zu denken beginnt. Das *Lied von der Glocke* soll gültige, soll allgemein anerkannte Erkenntnis auf eine letzte, überzeugende, unüberbietbare Formel bringen, so, daß jedermann, sobald er in eine entsprechende Lage gerät, sich der Worte des Dichters bedienen muß, weil es gar nicht besser gesagt werden kann. Der Gebildete läßt sich nicht gern so bestimmen, doch um so lieber wieder das Volk. Es gibt die Verse des Dichters als eine gutgeprägte Münze weiter. Man braucht ihren Wert nicht lange zu prüfen. Er zeigt sich auf den ersten Blick.

Ist es nötig, auch noch von der Bildkraft des *Lieds von der Glocke* zu sprechen? Die unvergeßlichen Verse vom «schneeigten Lein» und vom «reinlich geglätteten Schrein» sind uns soeben wieder begegnet. Daneben stellen sich ebenbürtig Zeilen wie die folgenden:

Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.

Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.

Die grandiosen Konturen erinnern an römische Dichter, Horaz, Vergil. Im deutschen Sprachgebiet wäre als Meister in dieser Art höchstens noch Haller zu nennen. Doch Haller reicht nicht an Schiller heran. Das *Lied von der Glocke* ist, sofern man gewisse dichterische Möglichkeiten einmal zugibt, unübertrefflich. Freilich birgt es kein Geheimnis, nichts Fluktuierendes und nichts Vages, wie es der Deutsche so gerne liest. Doch eben dies soll auch nicht sein. Die üblichen Begriffe — Ausdruck, Bekenntnis, Erlebnis — verbieten sich. Schiller verfolgt auch hier das Ziel, das er seit der Begegnung mit Kant als einzig wahrhaft ästhetisches anerkennt: das Leben in ein Bild zu verwandeln, seine Verworrenheit zu schlichten, seine bedrängende Fülle zu gliedern und so die Autonomie des Geistes im Vergänglichen zu bewahren und in gelassenem Schauen die über alles köstliche Freiheit zu sichern. Das Ziel ist erreicht in den einzelnen, fest umrissenen Dingen und Gestalten; es ist erreicht in den Sentenzen, die weite Bezirke der Bürgerlichkeit mit ihrem energischen Licht bestrahlen; es ist erreicht in der übersichtlichen Ordnung, die uns das Ganze, wie es auf die Glocke bezogen ist, mit *einem* Blick zu übersehen erlaubt.

Zum Schluß jedoch erhebt sich Schiller noch über seine eigene Schöpfung, über das Reich des Gegenwärtig-Schönen ins Reich des Erhabenen, zu dem die Glocke ohnehin immer mit ernstesten und feierlichen Tönen ruft. Sie steht vollendet da. Nun wird sie emporgezogen ins Glockengestühl. Diesen Vorgang nimmt Schiller zum Anlaß für einen Aufschwung, der höchstens noch mit dem Schluß von *Das Ideal und das Leben* oder den letzten Worten der *Jungfrau von Orleans* zu vergleichen ist. Die Anstrengung des Hebens, wiederholte gewaltige Anstrengung, die Lösung von der Erdschwere in das freie Schweben, der selige Klang, der den ewigen Frieden verkündet: man meint, die kunstvolle Strophe, die uns am Anfang und dann immer wieder mit ihrem wechselvollen Sinn bei unveränderter Struktur Bewunderung abgenötigt hat, sie sei überhaupt nur ersonnen, damit dies Höchste Sprache werden könne, der Triumph des Geistes über den Widerstand der stumpfen Welt, den kranken Körper und alle Mühsal von Schillers irdischer Existenz:

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.

Ziehet, ziehet, hebt!

Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sei ihr erst Geläute.